

Alltag in Kriegszeiten

Kindheit in den 1940er-Jahren, Teil 1

In der damals noch schönen, mittelalterlichen Stadt Siegen in Westfalen wurde ich am 13. Mai 1939 geboren. Die letzte Zeit des Krieges und vor allem die ersten Jahre danach habe ich noch erstaunlich gut in Erinnerung.

Führers Geburtstag

So weiß ich zum Beispiel noch gut, wie der Geburtstag des „Führers“ gefeiert wurde. Überall wurden die Hakenkreuzfahnen hervorgeholt und schön ordentlich vor den Häusern gehisst. Stolz liefen die „Hitlerjungen“ in ihren (nazi-)braunen Hemden durch die Straßen. Ihre schwarzen Hosen hielt ein Ledergürtel, den ein blank geputztes Koppelschloss mit eingepprägtem Hakenkreuz zierte. Diejenigen, die schon aufgestiegen waren in der "HJ" und etwas zu sagen hatten, trugen zu ihrer Uniform noch eine rote Armbinde. Auf ihr prangte ein schwarzes Hakenkreuz auf weißem Grund, das Symbol der Nazis schlechthin. Mit all diesen Äußerlichkeiten machten sie großen Eindruck auf die Menschen und auch auf mich als noch sehr kleines Kind. In den Straßen hingen überall Hakenkreuzfahnen vor den Häusern oder in den Fenstern.

Neben unserem Häuserblock an der Stöckerstraße war eine kleine Wiese. Hier wurde der „große Tag“ gebührend gefeiert. In den nahegelegenen Wäldern holten die Jungen frische kleine Birken und Birkenäste, mit denen sie die kleine Wiese umrahmten. Mit Bändern aus weißem und rotem Papier wurden die Zweige geschmückt. Bei unserem Bäcker und in den zahlreichen Lebensmittel- und Kolonialwarenläden gab es speziell zu diesem Anlass für fünf Reichspfennige Hakenkreuzfähnchen aus Papier zu kaufen, von denen auch ich unbedingt eines haben musste. Auf der besagten Wiese fand dann der Aufmarsch der „Hitlerjungen“ statt, den einer der „Großen“ anführte. Mit einem lautstarken „Heil Hitler“ begrüßten sich die in Reih und Glied zackig angetretenen Jungen, um dann anschließend Lieder wie „Deutschland, Deutschland über alles“ oder „Die Fahne hoch...“ zu schmettern.

Nicht unerwähnt bleiben sollte das bis ins Kleinste durch die NSDAP (Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei) organisierte und entsprechend geprägte Alltagsleben. Auch unser Vater gehörte der Partei an und wusste sich von deren Idealen nie ganz zu distanzieren, auch nicht nach dem Kriege.

Um den Nationalsozialismus und seinen „Führer“ drehte sich in dieser Zeit alles. So war der allgemeine Gruß, wenn man sich begegnete oder ein Geschäft betrat, nicht wie heute „Hallo“ oder „Guten Tag“, sondern ausschließlich „Heil Hitler!“

Auch musste man peinlichst darauf achten, mit wem man Kontakt hatte. Meine Großmutter hatte zum Beispiel eine ältere Frau kennengelernt, die in unserer Nähe wohnte und mit der sie sich, wenn sie sich begegneten, natürlich unterhielt. Diese war das Kind eines christlich-jüdischen Ehepaares, eine „Halbjüdin“ also. So etwas war bei den Nationalsozialisten, gelinde gesagt, nicht gerne gesehen. Ein zu enger Kontakt mit Juden durfte nicht auffallen. Er war hoch verpönt und konnte zu Repressalien führen. Aus diesem Grunde schärfte mir unsere Oma eines schönen Tages dann ein: „Wenn Du mit den anderen Kindern draußen zusammen bist, dann darfst Du niemals ihren Namen nennen.“ Es hatte sich mittlerweile herumgesprochen, dass in der Nachbarschaft eine „Halbjüdin“ wohnte. Diese Mitmenschen wurden herabwürdigend mit „Judensau“ beschimpft.

Überleben in Kriegzeiten

Mit überschwänglichen nationalsozialistischen Festen und Feiern verstand es der Führer, das Selbstbewusstsein der Menschen aufzupolieren und den Stolz der Deutschen als ein besonderes Volk zu festigen. Aufmärsche und Paraden, um Macht, Stärke und den Zusammenhalt des deutschen Volkes zu demonstrieren, gab es auf der einen Seite, auf der anderen Seite aber prägten materielle Not, Fliegeralarm, die Bombardierung zahlreicher Städte und das Rennen in den Luftschutzbunker den Alltag im Leben des „Deutschen Reiches“. Im Extremfall, wenn die Zeit nicht mehr reichte, um in den Bunker zu eilen, stürzten wir die Treppe hinunter in den Luftschutzraum des Hauses, in dem wir wohnten. Hier suchten wir Schutz vor einer möglichen Bombardierung. Irgendwie war jeder Tag ein Abenteuer.

Es ging um Leben und Überleben. Beim Bäcker mussten wir Schlange stehen für Brot und im Gemüseladen für ein paar Kartoffeln oder Rüben. Der Einkauf von Lebensmitteln und lebensnotwendigen Dingen war anders als heute. Wenn wir z. B. Kartoffeln brauchten, dann wurde ich zu Kersteins geschickt. Das waren die Großeltern eines Schulkameraden von mir, die etwa zehn Minuten von uns entfernt ein kleines Obst- und Gemüsegeschäft betrieben. In der Regel sah das so aus: Wenn ich mit der Basttasche meiner Oma den kleinen Laden betrat, machte es erst einmal „Klingelingeling“. Über der Ladentüre war ein Glöckchen angebracht. Dieses wurde beim Öffnen der Tür durch einen kleinen Hebel, der an dieser befestigt war, in Bewegung gesetzt. Das Klingeln war dann das Signal, dass Kundschaft im Laden war. Daraufhin kam die alte Frau K. in den Laden, schaute mich an und fragte: „Jong, wat wollste da?“ (Junge, was wolltest Du denn?). „Fünf Pfund Kartoffeln“, war meine Antwort. „Döt m' r leid, oos Vadder hät kën Duffeln kräje, dä fährt öwwermorn werrer no Bonn. Da mosste noch mao werer komme“. (Tut mir leid, unser Vater hat keine Kartoffeln gekriegt, der fährt übermorgen wieder nach Bonn (dort war der

Gemüsegroßmarkt) Dann musst du nochmal wiederkommen). Es war nicht außergewöhnlich, dass mir das Gleiche beim nächsten Mal wieder passierte.

Hamsterfahrten und Kolonialwarenläden

Ständig Ausschau halten, ob es irgendwo etwas Essbares zu ergattern gab, gehörte zum Alltag. Die Lebensmittel und fast alles Lebensnotwendige waren rationiert und konnten nur mit Zuteilungsmarken gekauft werden. Beispielsweise gab es pro Person für eine Woche die Ration von 80 Gramm Fett. Das war weniger als das Drittel eines heutigen Butterpäckchens. Man musste also mit einem normalen 250-Gramm-Päckchen Margarine mehr als drei Wochen auskommen. Zeitweise war das Brot rationiert auf 1500 Gramm pro Person und Woche. Die erhältlichen Nahrungsmittel reichten sehr oft nicht aus, um satt zu werden. Hin und wieder unternahmen wir auch sogenannte Hamsterfahrten in die ländliche Umgebung, denn die Leute dort konnten sich weitgehend selbst versorgen und hatten fast immer genug zu essen. Wir fuhren in der Hoffnung, auf Menschen zu treffen, die bereit waren, zu teilen. Gut war es, wenn man etwas zum Tauschen anbieten konnte. Für einen Zinkeimer zum Beispiel bekam man unter Umständen ein ordentliches Stück Speck oder einen Sack Kartoffeln. Ich erinnere mich an einen Nachbarn, einen älteren Mann, der beim Reichsbahnausbesserungswerk in Siegen arbeitete. Er war aufgrund seines Alters nicht mehr fronttauglich. Hier wurde, wie in den meisten Fabriken, nebenbei für die Hamsterfahrten Tauschgut produziert. Aus Drahtresten wurden Körbe zusammengeschweißt, die dann wiederum irgendein Bekannter oder Verwandter, der in einer Verzinkerei arbeitete, mit „auf die Firma“ nahm und dort verzinkte. Selbstverständlich erhielt dieser dann im Gegenzug einen der fertigen Körbe für den Tauschhandel auf einer Hamsterfahrt.

Die Versorgung mit dem Nötigsten war also nicht einfach. Super- und Selbstbedienungsmärkte gab es noch nicht. Um den täglichen Bedarf zu decken, gingen wir in eins der zahlreichen kleinen Geschäfte, die vorwiegend privat geführt wurden und sich stolz Lebensmittel- und Kolonialwarenläden nannten. Davon gab es allein am Rosterbergs sieben. Als „Kolonialwaren“ wurden Waren bezeichnet, die aus den fernen deutschen Kolonialgebieten, vornehmlich in Afrika gelegen, eingeführt wurden. Das waren zum Beispiel Südfrüchte wie Apfelsinen, Zitronen oder Mandarinen, Datteln, Erdnüsse, Feigen, Kaffee, Kakao oder Reis und ähnliches. Nachdem sich Deutschland nun mit fast der ganzen Welt im Kriegszustand befand, war es mit den Kolonialwaren allerdings weitgehend vorbei. Das heißt, dass ich als Kind keine Schokolade, keine Apfelsinen oder Erdnüsse kannte. Auch Grapefruits, Kiwis, Litschis, Mangos, Ananas, Zitrusfrüchte, wie wir sie heute selbst im Winter bekommen, waren unbekannt. Ich habe das alles aber auch nicht vermisst, weil ich gar nicht wusste, dass es so etwas gibt.

Im Wohnblock auf dem Rosterberg

Meine Erinnerung an diese Zeit geht weit zurück, bis ins Jahr 1942. Zu viert lebten wir in der ersten Etage eines Gagfah-Wohnblocks (Gemeinnützige Aktiengesellschaft für Angestellten-Heimstätten) an der Stöckerstraße 6 auf dem Rosterberg. Im Haus waren sechs Wohnungen. Es gehörte zu einem Wohnblock für 24 Familien. Der gleiche Block stand gegenüber. Auf mich wirkte der schnörkellose, kastenförmige Bau mit seinen fast quadratischen Fenstern, dem grauen Spritzputz und den schwarzgrauen Dachpfannen immer etwas trist. Die Häuser waren 1935 entstanden und galten durchaus als modern.

Für die damalige Zeit hatten die Wohnungen einen recht modernen Grundriss und eine vorbildliche Ausstattung: ein kleineres und zwei größere Zimmer, eine Küche und ein Badezimmer mit WC. Auf 80 Quadratmetern, gut aufgeteilt, war das für damalige Verhältnisse schon recht komfortabel und auch ausreichend. Eine größere Wohnung musste man sich schließlich auch leisten können. Das kleinere der drei Zimmer, eigentlich als Kinderzimmer gedacht, war das Domizil unserer Großmutter mütterlicherseits. Im Schlafzimmer schliefen meine Mutter, mein Bruder und ich. Der Vater war im Krieg, irgendwo an der Front. Fortschrittlich war das Badezimmer. Hier gab es ein WC, kein Waschbecken, aber eine gusseiserne, weiß emaillierte Badewanne, die ein großer, kupferner Gasbadeofen mit Warmwasser versorgte.

Unser eigentlicher Wohnraum war die Küche, in der wir uns außer an Feiertagen, aufhielten. In ihr spielte sich der ganze Alltag ab. Sie sah anders aus als eine Küche heute. Das Wort „Einbauküche“ war zu dieser Zeit noch ein Fremdwort. Unser Küchenschrank war eine sogenannte Reformküche, also etwas ganz Modernes. Das war ein großer, gradliniger weiß lackierter Schrank ohne Schnörkel. Hinter der linken Türe waren allerlei Schubladen, zum Beispiel für Bestecke, es gab eine kleine Eierschublade und einen „Tresor“, eine abschließbare Schublade aus Stahlblech für Geld und Papiere. In der Mitte, ebenfalls sehr fortschrittlich, befand sich hinter einer Türe der Eiskasten, ein größeres, emailliertes Fach. Darin stand ein emaillierter Blechkasten, in dem in großen Lettern das Wort " Eis" ausgestanzt war. Er war dazu gedacht, ein Stück Eis aufzunehmen und gleichzeitig das Schmelzwasser aufzufangen.

Das Ganze, eine Art Kühlschranks, wurde jedoch nie als solcher benutzt, denn die Eisbeschaffung wäre viel zu umständlich gewesen. Maschinen zur Herstellung von Eisblöcken hatten eigentlich nur die Brauereien. Dort hätten wir das Eis dann holen müssen. Einen richtigen Kühlschrank hatten nur wenige begüterte Leute. Unser eigentlicher Kühlschrank war der Keller.

Weiteres Mobiliar in unserer Küche waren ein dunkelgrünes Plüschsofa mit Fransen, das von unserer Großmutter stammte, und der weißlackierte Küchentisch mit vier Stühlen. Der Tisch und die Sitzflächen der Stühle waren mit dunkelgrünem Linoleum abgedeckt. Der Kunststein-Fußboden in unserer Küche, aus weiß-schwarzem Terrazzo, war nicht pflegeleicht. Er musste jede Woche ein- bis zweimal mit „Ata“ oder „Vim“, einem weißen Scheuerpulver, geschrubbt werden, um ansehnlich zu bleiben.

Gasherd und Küchenherd

Dann gab es da noch ein kleines, viereckiges, vom Vater selbst gezimmertes, weiß lackiertes Schränkchen, in dem unsere Schuhe ihren Platz hatten. Auf diesem stand unser Gasherd – ein gusseiserner Rahmen mit vier Füßen, an dessen Vorderseite ein Messingrohr glänzte. An diesem befanden sich die drei verchromten Gashähne für die einzelnen Brenner. Jeden Hahn zierte eine weiß emaillierte Scheibe von etwa 5 cm Durchmesser. Darauf stand in schwarzen Lettern „Auf – klein – groß – zu“. Mit einem textilverstärkten Gummischlauch war der Herd an der Gasleitung angeschlossen, die aus der Wand kam. Das Gas kam über eine Fernleitung aus dem Ruhrgebiet. Es wurde aus der dort geförderten Kohle gewonnen. Zusätzliche Sicherung bot ein Haupthahn, der nach dem Kochen abgesperrt werden musste – Kochkomfort der 1940er-Jahre.

Im Flur unserer Wohnung war die Gasleitung durch einen Gasautomaten unterbrochen, in den spezielle Münzen, die Gasmarken, eingeworfen werden mussten, um den Gasfluss zu aktivieren. Bei Kochen konnte es passieren, dass das Gas plötzlich ausging. Dann musste schnell eine Gasmarke eingeworfen werden. Diese Marken wurden in den Lebensmittelgeschäften verkauft und kosteten 15 Pfennig.

Auf dem Gasherd stand der verchromte Messingkessel, in dem das Wasser zum Spülen und für den Getreidekaffee gekocht wurde. Bohnenkaffee gab es, wenn überhaupt, nur sonntags, und das auch erst nach dem Kriege. Dann nämlich kaufte meine Großmutter, wenn sie auf dem Postamt ihre Rente geholt hatte, ein Viertelpfund (125g). Der Kaffee wurde auch noch per Hand mit der hölzernen Kaffeemühle gemahlen, aus der man ihn in einer kleinen Schublade entnehmen konnte. Kaffeemaschine war ein Fremdwort. Keramikkochfeld, elektrische Kaffeemühle und Mikrowelle wurden erst noch erfunden. Grillen war uns ebenfalls noch unbekannt. In einer Ecke vor dem Kamin stand ein weiß emaillierter Küchenherd, der je nach Verfügbarkeit mit Holz, Briketts, Kohlen oder „Schlammkohle“ beheizt wurde.

Die Sache mit der Schlammkohle war recht abenteuerlich. Hierbei handelte es sich um Braunkohle im Urzustand, also so, wie sie im Tagebau gefördert wurde. Sie diente eher als Notlösung, wenn es nichts anderes gab. Und doch waren wir froh, sie zu haben. Eine Fuhre Schlammkohle bestand aus sehr unterschiedlich kleinen und großen Brocken trockener Braunkohle, die der Kohlenhändler vor der Haustüre auf den Bürgersteig kippte, der dann hinterher wieder mühsam gereinigt werden musste. Schließlich war das Ganze eine überaus staubige Angelegenheit. In Eimern transportierten wir mit der ganzen Familie die Bescherung in unseren Keller. Eimerweise wurde sie dann nach Bedarf aus dem Keller in die Wohnung geholt.

So, in ihrem Originalzustand, konnte sie aber nicht verheizt werden. Das war zu gefährlich, schließlich konnte der feine Kohlenstaub im Herd eine Staubexplosion auslösen, die zur Katastrophe geführt hätte. Deshalb wurde nur ein Teil davon in den Kohlenkasten geschüttet, der mit einem Griff und vier kleinen Rädern versehen unter

dem Herd seinen Platz hatte. Anschließend wurde die Kohle großzügig mit Wasser bespritzt, um den Staub zu binden und ein zu schnelles Abbrennen zu verhindern. Das war eine sehr schlammige Angelegenheit, woher die Schlammkohle auch ihren Namen bekam.

Der Herd wurde natürlich nur in der kalten Jahreszeit befeuert und diente dann als Heizung und Kochstelle zugleich. Er hatte auch einen Backofen. Wollte meine Mutter backen, wurde der Herd angeheizt. Immer, wenn er genutzt wurde, mussten mein Bruder und ich abwechselnd von der ersten Etage in den Keller hinunterlaufen, um Holz, Briketts oder Kohlen nach oben zu holen – unsere absolute „Lieblingsbeschäftigung“.

Auch in den Wohnungen der anderen Bewohner standen Herde und Öfen, die mit Kohlen, Holz oder Briketts beheizt wurden. Kohlen oder Brikettes wurden von einem Kohlenhändler angeliefert, per Lkw und manchmal noch mit Pferd und Wagen. Entladen wurde vor dem Hause auf dem Bürgersteig. Von dort aus wurde der Brand mit Eimern in den Keller getragen, eine mühselige Arbeit. An solchen Tagen schlug unsere Stunde. Wir boten dann unsere Hilfe an. Die wurde von älteren oder alleinstehenden Leuten gerne in Anspruch genommen. In der Regel wurden wir anschließend entlohnt, mal mit 10 oder 20 Pfennigen, mal nur mit ein paar Bonbons, wenn unser „Vertragspartner“ nicht mehr geben konnte oder gar „knickerig“ war.

Die Küche – das Zentrum des Alltagslebens

Das Leben war ganz anders als heute. Zum Beispiel gab es zum Brotschneiden ein Ungetüm aus Gusseisen und Holz mit einem großen geschwungenen Messer und einem Handgriff an dessen Ende, den man mit aller Kraft nach unten drücken musste. Dann fiel die gewünschte Scheibe ab, die meist nicht gerade dünn war. In einer Ecke befand sich der große, rechteckige Spülstein aus grobem, weiß glasiertem Steinzeug. Er war außer der Badewanne die einzige Wasserstelle in unserer Wohnung. Hier fand auch die Morgentoilette statt. Zuerst waren meine Mutter und die Großmutter an der Reihe, die vor uns Kindern aufstanden, und dann mein Bruder und ich.

Die Küche war das Zentrum allen Lebens. Waschen, Zähne putzen, frühstücken, backen, kochen und essen, der Mittagsschlaf von Mutter und Oma (für uns Kinder immer eine Geduldsübung), alles spielte sich in der Küche ab. Wäsche ausbessern, bügeln, Strümpfe stopfen oder neue stricken, Kaffee trinken, zu Abend essen, das alles passierte dort. Hier machten wir unsere Schulaufgaben, und hier saßen wir auch zum Spielen, wenn das Wetter schlecht war. Das eigentliche Wohnzimmer wurde nur an Feiertagen genutzt und eventuell, wenn jemand zu Besuch kam, was selten geschah. Auch, an Geburtstagen saßen wir schon einmal hier. Die gute Stube musste geschont, Licht und Heizung gespart werden. So lebten wir in der Küche, in der uns in der dunklen Jahreszeit im Höchstfall eine 40-Watt-Glühbirne den Abend erhellte.

In regelmäßigem Abstand war in unserem Hause Washtag. Im Keller des Hauses befand sich die Waschküche, deren Nutzung sich die sechs Familien des Hauses zeitlich einteilen mussten. So ein Washtag war eine größere Sache, denn komfortable Waschautomaten und die modernen Waschmittel und Wäschetrockner gab es noch nicht. Wir hatten zwar eine Waschmaschine, ein modernes, für heutige Begriffe aber urtümliches Gerät. Es war ein klobiger Holzbottich, der von eisernen Reifen zusammengehalten wurde. Er stand auf drei verzinkten, wohlgeformten Füßen. Auf dem schweren Klappdeckel war ein Wassermotor montiert. An die Wasserleitung angeschlossen, bewegte deren Druck in einem Messingzylinder einen Kolben hin und her. Dieser drehte in ruckartigen Bewegungen einen an der Unterseite angebrachten, großen Holzquirl hin und her. Oben befand sich noch eine Kurbel, mit der man nachhelfen konnte, wenn der Wasserdruck aus der Leitung einmal nicht ausreichte. Auf diese Weise wurde die Wäsche im Wasser hin und her bewegt. An so einem Washtag ging es immer hoch her. Während meine Mutter die Wäsche zum Einweichen in einen fest eingebauten, großen und mit Wasser gefüllten Zementbottich gab, heizte die Großmutter den Waschkessel an. So wurde das Wasser für die "Kochwäsche" in dem großen Kupferbottich erhitzt. War die Wäsche fertig, wurde sie durch die Wringmaschine gedreht und anschließend zum Bleichen und Trocknen auf die Wiese hinter unserem Haus gelegt. Wenn Teile stärker verschmutzt waren, dann kam die Zinkwanne mit Waschbrett und Bürste zum Einsatz. (Fortsetzung folgt)

Eike Otto Hammel, 2016 bis 2018